

Gebot und Gebet

Autor(en): **Buri, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gebot und Gebet

Die Einladung, einen Beitrag zu dieser Festschrift für Milič Lochman zu liefern, der ihrem Gesamtthema des Unservater entsprechen sollte, erinnerte mich daran, dass ich vor mehr als 30 Jahren an St. Alban eine Predigtreihe gehalten habe, in der ich das Unservater zusammen mit den Zehn Geboten behandelte und die 1960 im Evangelischen Verlag Zollikon unter dem Titel «Gebot und Gebet» erschienen ist. Das 124seitige Bändchen ist längst vergriffen, stellte aber seinerzeit in zweifacher Hinsicht eine Seltenheit dar: einmal dadurch, dass es von dem Verlag angenommen wurde, in dem damals die ersten Bände von Barths Dogmatik erschienen, und zum andern dadurch, dass ich darin der Reihe nach je eines der Gebote mit einer der Bitten in Verbindung brachte, und zwar so, dass die Bitte jeweils die Ermöglichung zu einer Befolgung des dazugehörigen Gebotes darstellt, wie mir dies aus der Literatur nicht bekannt ist, aber auch der Barthschen christologischen Begründung der Ethik nicht entspricht.

Die von mir hier vertretene Auffassung des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium steht aber auch im Gegensatz zu der «Fülle des Nichts» des Zen-Philosophen Shin-ichi Hisamatsu und der Verwechslung der «Entäusserung» des Sohnes (*Kenosis* Phil 2, 7) mit derjenigen Gottes bei Hisamatsus Schüler Masao Abe. Obschon ich inzwischen diesen buddhistischen Sichtweisen näher gekommen bin, oder gerade weil ich in «Gebot und Gebet» noch wenig Verständnis dafür besass, wohl aber erste Ansätze darin zu erkennen sind, möchte ich aus diesen verschiedenen äusseren und inneren Gründen als meinen gewünschten Beitrag zu der erwähnten Festschrift für meinen verehrten Kollegen zwei Abschnitte aus den beiden letzten Kapiteln der heute nicht mehr erhältlichen Schrift wieder zum Abdruck bringen, die dort auf S. 105–106 und 112–119 stehen:

In seinem Roman «Jakobs Wanderungen» lässt Gotthelf einen deutschen Handwerksburschen zweimal nach Basel kommen und dabei in ganz verschiedener Weise auf der Rheinbrücke die Gewalt des Stromes erleben. Das erste Mal ängstigt und verwirrt ihn der Anblick des dahinströmenden Wassers. Es ist ihm, als stiegen die Wellen empor, rissen ihn mit und führten ihn mit unwiderstehlicher Gewalt davon. So erlebt es der junge Mann, der – aus der Obhut seiner frommen Grossmutter kommend – sich den Versuchungen der Welt und den Gelüsten seines Herzens ausgesetzt sieht. Schon in unserer Stadt und dann auf seinen Wanderungen durch die Schweiz wird er denn auch ein Opfer dieser Mächte. Ihn gelüftet, wie es im zehnten Gebot heisst, nach seines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, Ochs, Esel und allem, was sein Nächster hat. In dem Masse, wie er diesem Gelüsten nachgibt,

bekommen diese Dinge auch Gewalt über ihn, und wenn er nicht immer wieder guten Meistern und rechtschaffenen Menschen begegnen würde, die ihm den Kopf zurechtsetzen, und wenn nicht eine unsichtbare Hand ihn aus dem Verderben herausrisse und ein neues Leben anfangen liesse, so wäre er in dem Strudel untergegangen, in den er hier durch seine Zügellosigkeit hineingeraten war.

Dieser Erfahrung der rettenden Gnade Gottes entsprechend macht denn das zweite Mal, wie er auf seiner Rückreise in Basel vorbeikommt, der Fluss einen ganz anderen Eindruck auf seine Seele. Jetzt bedrängt und ängstigt ihn sein Strömen nicht mehr, sondern jetzt werden ihm die dahinziehenden Wogen zum Sinnbild jener richtenden, aber auch rettenden und tragenden Allmacht der Gnade Gottes, in deren Lobpreis das Unservater ausklingt, wenn es da heisst: «*Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit*»¹, und die wir in unserem Leben als die wahre Tragkraft und als das, was die Welt im Innersten zusammenhält, erfahren können, wenn wir dazu von ganzem Herzen Amen sagen.

«Schaffet, dass ihr selig werdet mit Furcht und Zittern; denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen².» In diesem Wort des Apostels Paulus haben wir nochmals beides beieinander, was uns in diesen Betrachtungen beschäftigt hat. «Schaffet, dass ihr selig werdet» – das ist die Stimme des *Gebotes*. Dazu fordert uns Gottes Gebot auf. Gottes Willen gilt's zu erfüllen – um unserer Seligkeit willen. Darauf sollen wir bedacht sein, und das fürwahr «mit Furcht und Zittern». Warum «mit Furcht und Zittern»? Nicht bloss weil's um das Heil unserer Seele geht, d. h. darum, ob wir den Sinn unseres Lebens erfüllen oder verfehlen. Gewiss, darum geht's auch. Aber nun eben doch nicht bloss um dieses unser Ich, unser Tun, unser Gewinnen oder Versagen, sondern weil wir es darin mit Gott zu tun haben. «Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.» Da handelt es sich nun nicht um sein Gebot, das *wir* erfüllen sollen, sondern um *sein* Wollen und Vollbringen. Da geht's nun um das, was *er* in uns vollbringen will – nach seinem Wohlgefallen. Das aber ist die Situation des *Gebets*. Wenn wir beten, wissen wir, dass wir auf Gottes Wohlgefallen angewiesen sind, dass es nicht an unserem Schaffen und Wirken, sondern an Gottes Vollbringen und Wohlgefallen liegt. Da falten wir die Hände und legen sie in Gottes Hand. Nicht um müssig und lässig zu bleiben, sondern damit er, Gott, uns erfasse, erfülle und leite, und so sein Wille in uns geschehe. Im Gebet

¹ Mt 6, 13.

² Phil 2, 12. 13.

sagen wir Ja und Amen zu Gottes Willen und Gebot. Das Gebet ist der Ort, an welchem Gottes Willen uns seinem Gebot gefügig macht, ist die Handlung, in welcher Gott in uns und durch uns handelt, indem er uns zu seinen Werkzeugen erwählt, uns heiligt, das heisst heil und ganz ihm gehörig macht.

Darauf sind wir immer wieder gestossen, wenn wir der Reihe nach die zehn Gebote uns deutlich machten und zu jedem derselben – ebenfalls der Reihe nach – ein Stück des Unservaters hinzufügten. Was uns in den Geboten als Wille Gottes begegnete, den wir zu erfüllen haben, das nahmen wir auf in die Worte und Bitten, die Jesus uns in diesem Gebet beten gelehrt hat. «Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben» hörten wir im ersten Gebot – und wir antworten darauf: «Unservater». «Du sollst dir kein Bildnis machen» – das nehmen wir auf, indem wir sagen: «der du bist in den Himmeln», d.h. über all unser Erfassen und Zugreifen hinaus. «Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.» Dazu sprechen wir Ja, indem wir geloben: «Dein Name werde geheiligt.» Das Feiertagsgebot nehmen wir auf in die Bitte um das Kommen von Gottes Reich. Wenn das fünfte Gebot von uns verlangt, dass wir Vater und Mutter ehren, so sagen wir dazu: «dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden», indem wir damit anerkennen, dass Gott uns seinen Willen auf Erden auch durch unsere Eltern und Herkunft kund tut. «Du sollst nicht töten», das wird erfüllbar im Vertrauen der Bitte, dass Gott uns unser täglich Brot geben möge. «Du sollst nicht ehebrechen» – dazu ist notwendig die Kraft der Vergebung. «Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldner.» Vor dem Stehlen werden wir bewahrt, wenn wir im Ernst bitten: «Und führe uns nicht in Versuchung.» «Sondern erlöse uns von dem Bösen» – diese Bitte drängt sich uns auf, wenn wir an die Versuchung und Bedrohung durch falsches Zeugnis denken, von dem im neunten Gebot die Rede ist. Und allen Gelüsten werden wir Meister, wenn wir darauf bauen, dass Gottes ist «das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit».

So haben wir nun auf der ganzen Linie erfahren und können immer wieder die Erfahrung machen, wie im Gebet die Kraft zum Erfüllen der Gebote beschlossen liegt. Wenn es zuerst die Schwachheit unseres Willens ist, was uns angesichts von Gottes Gebot mit Furcht und Zittern erfüllt, so ist es das Geheimnis von Gottes Wohlgefallen, was uns im Gebet mit ehrfürchtigem Schaudern erfüllt, weil wir hier dessen inne werden, dass Gott beides, das Wollen und das Vollbringen, in uns schafft, um seines Wohlgefallens willen. Von diesem geheimnisvollen göttlichen Wohlgefallen, dessen wir betend im Blick auf Gottes Gebot innewerden, wollen wir jetzt hier zum

Abschluss unserer Auslegungen der zehn Gebote und des Unservaters noch ein Wort sagen. Dieses Ineinander unseres Schaffens und des göttlichen Wirkens und Vollbringens war es doch, was uns in jeder unserer Betrachtungen zum Schluss erfüllte und das uns immer von neuem ergreift, wenn wir betend zu Gottes Gebot Amen sagen.

Wir wollen zu diesem Zwecke das Bild, das wir uns in der vorangehenden Betrachtung von Gotthelf geben liessen, noch etwas weiter ausführen, so wie der Dichter es heute vielleicht selber tun würde. Zur Illustration der Macht, die das Gelüsten über uns bekommen kann, aber auch der Kraft und der Herrlichkeit, die von Ewigkeit her dem Reich Gottes eignet, haben wir uns an die Gestalt jenes Handwerksburschen erinnert, den Gotthelf in seinem Werke die mitreissende, aber auch die tragende Kraft der Wellen des Rheins erleben lässt. Heute, in der Zeit der Rheinschiffahrt, würde er diesen Wandergesellen sich noch von einem anderen Anblick beeindrucken lassen. Ich kann mir denken, dass er ihn von einer der Brücken oder vom Ufer aus einem flussaufwärts fahrenden Schiff oder einem ganzen Zug schwerbeladener Lastkähne zuschauen liesse, und dass er dann Betrachtungen darüber anstellen würde, wie beides zur Ermöglichung solcher Schiffahrt notwendig ist: der hohe Wasserstand, der die Schiffe umgibt und trägt, und die Kraft der Motoren, die sie die Strömung bezwingen und den erstrebten Hafen erreichen lässt. Wenn das Schiff auf dem Trockenen sitzen würde, dann wären die Pferdestärken der Motoren umsonst. Nur in der tiefen Fahrrinne, wo es vom Wasser getragen wird, kommt es vorwärts. Da zerteilt der Bug die Wellen, dass die Gischt aufspritzt und die Wimpel im Winde flattern. Aber wehe, wenn der Motor aussetzten sollte, oder wenn der Steuermann den rechten Kurs nicht einhielte! Gleich wäre das stolze Schiff ein Spiel der Wellen, würde am seichten Ufer auffahren oder – wie wir es auch schon erlebt haben – an einen Brückenpfeiler getrieben und dort zerschellen oder könnte erst nach langen Bemühungen wieder flottgemacht werden.

Wer von uns hätte nicht, als er während Tagen den Bergungsarbeiten zuschaute, als ein solcher Lastkahn wegen eines Motorendefektes an den Pfeilern der mittleren Rheinbrücke gestrandet war, sich seine Gedanken gemacht über das Gelingen einer Fahrt, und was dazu nötig sei – nicht nur eines Rheinkahns, sondern auch unserer eigenen Lebensfahrt, und was dazu notwendig sei, damit sie glücklich und ohne Unfall vonstatten gehe? Dieses Bild könnte uns zum Gleichnis dafür geworden sein, dass zum Gelingen unserer Lebensfahrt beides notwendig sei, dass wir wie die Motoren eines Schiffes schaffen müssen, dass wir selig werden mit Furcht und Zittern, aber dass es Gott ist, der in uns wirkt, beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Das Wasser wird uns zum Gleichnis für die alles umfangende, hebende und tragende Gnade Gottes. Sie muss zuerst da sein. Was nützt der Motor dem Schiff, wenn es nicht vom Wasser umfassen und getragen wird. Das Wasser ist das Lebenselement des Schiffes. Nur hier kann es fahren und selber Lasten tragen. Wenn es auf dem Trockenen sitzt, dann ist es unbrauchbar, ausser Kurs. So bedürfen wir Gottes Gnade, um von Land zu stossen, in Fahrt zu kommen, unser Ziel zu erreichen. Gott ist's, der in uns «wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen». Ohne ihn und seine Gnade sind alle unsere Einrichtungen und Anstrengungen umsonst. Auf dem Trockenen, d. h. in gnadenloser Zeit, mag der Motor unseres Lebens auf Hochtouren laufen, und wir kommen trotzdem nicht vom Fleck.

Aber nun geht es doch auch nicht ohne Motor. Was geschieht, wenn er aussetzt und das Schiff steuerlos wird, das haben wir an dem erwähnten Schiffsunglück auf dem Rhein erlebt. Dieser antreibende Motor ist in unserem Gleichnis das Gebot Gottes. Sein «du sollst» und «du sollst nicht» sind die antreibenden, in Bewegung setzenden und in Bewegung haltenden Kräfte, die uns unserer Trägheit und den Strömungen der Umwelt entgegen die Richtung auf unsere Bestimmung hin einhalten lassen. Ohne dass wir schaffen, damit wir selig werden, und zwar «mit Furcht und Zittern», kommen wir auch nicht voran. Gottes Gnade ist nicht etwas, worin man sich wiegen lassen und sich bespiegeln, plätschern und auf eine günstige Strömung warten kann. Gottes Gnade erfahren wir nur, wenn wir sie benützen, um in ihr seinem Gebot gemäss zu leben, um in ihr unsere Bestimmung zu erfüllen. Furcht und Zittern soll uns erfüllen, dass wir sie verfehlen könnten. Wenn wir uns nicht um sein Gebot kümmern, dann verwandelt sich das, was uns sonst hebt und trägt – wie der Strom für das Schiff, dessen Motor ausgesetzt hat –, zu etwas, das uns zu zerschmettern und zu verschlingen droht. Ohne dass wir auf seine Gebote hören, trägt Gott uns nicht, sondern gibt er uns der Strömung preis. Für den, welcher ihm nicht gehorsam ist, verwandelt sich seine Gnade in Zorn und Gericht.

So gehören Gebot und Gebet zusammen. Im Gebet nehmen wir Gottes Gebot in unser Herz auf. Da wird es zum Motor in unserem Leben. So erfahren wir Gottes Gnade als das, was uns hebt und trägt. Das Wunder aber liegt in diesem dreifachen Ineinander: Dass wir nur in Gottes Gnade schaffen können, dass die richtunggebende Kraft dieses Schaffens jedoch Gottes Gebot ist, und dass dieses Gebot im Gebet in uns wirksam und erfüllbar wird. Dass das Gebot im Gebet in uns wirksam und erfüllbar wird, ist Gnade.

Von diesem Geheimnis der Gnade, das in diesem Ineinander unseres Schaffens und Gottes Wirkens und Vollbringens besteht, soll jetzt zum

Schluss noch ein Wort gesagt werden. Nicht dass wir etwa meinten, dieses Geheimnis lüften, dieses Ineinander entwirren zu können. Alle derartigen Versuche – und wie viele sind ihrer schon unternommen worden – können nur fehlschlagen. Wer meint, dieses Geheimnis des Ineinanders von dem, was an unserem Schaffen liegt, und dem, was wir allein Gottes Wollen und Vollbringen, seinem Wohlgefallen zu verdanken haben, in seine einzelnen Teile auflösen zu können, der wird dann wohl einzelne Teile in die Hand bekommen: einen von Gottes Gnade unabhängigen menschlichen Willen und eine ohne den Menschen sich durchsetzende göttliche Kraft – aber keine Theorie wird beides je wieder so zusammenzubringen vermögen, wie wir es als ein Geheimnis in unserem Gebet erfahren.

Ausserhalb des betenden Hörens auf Gottes Gebot und des Wirksamwerdens von Gottes Gebot in unserem Gebet kommen wir entweder zu der Behauptung, dass alles von uns abhänge, dass wir es schaffen müssten, oder gar zu der nicht weniger sinnlosen Meinung, dass alles bestimmt sei und komme, wie es müsse, dass wir also nur Rädlein in einem riesigen Getriebe seien, ohne eigenen Willen und Verantwortung. Der Mensch alles und Gott nichts oder Gott – oder wie es dann eher heisst: das Schicksal – alles und der Mensch nichts!

Auch über die andere Frage werden wir nie zu einem vernünftigen Schluss, einer einleuchtenden Theorie gelangen, ob nun das Gebot oder die Gnade, das Gesetz oder das Evangelium in der Predigt den Anfang zu machen habe. Wenn das Gebot nur im Gegensatz zur Gnade gesehen wird, dann kann es dem Menschen nur seine Unfähigkeit zum Guten, seine Sünde aufdecken und ihn ganz auf Gottes Gnade vertrauen lassen. Aber so hat gerade Paulus, der Apostel der Gnade, die Gnade doch wohl nicht verstanden. Wenn es ohne Gottes Wohlgefallen auch kein Wollen und Vollbringen unsererseits gibt, so ist dieses wollende und vollbringende Wohlgefallen Gottes doch nie ohne unser eigenes Schaffen, ohne unseren Gehorsam gegen Gottes Gebot. Dass Gottes Gebot uns trifft und in uns wirksam wird, ist Gnade, aber eine uns mit Furcht und Zittern erfüllende Gnade – mit Furcht und Zittern nämlich zu schaffen, dass wir selig werden.

Wenn solches Auseinandernehmen und Zergliedern des Geheimnisses der Gnade letztlich auch aussichtslos ist, so ist es doch keine überflüssige und müssige Sache. Das Scheitern aller Versuche, durch Gedanken des Geheimnisses innezuwerden, das sich ereignet, wenn wir Ja zu Gottes Willen sagen und Gottes Gebot in uns wirksam wird, lässt uns dieses Geheimnisses nur um so tiefer und unmittelbarer innwerden. Es ist im Grunde das Geheimnis, das gemeint ist in dem Wunder von Weihnachten, in der Geburt des Gottessohnes, in der Menschwerdung Gottes. Hier wird uns verkündet, wie

Gott durch Christus eine neue Welt schaffen, eine neue Geschichte anheben, uns die Seligkeit gewinnen lassen will. In jedem rechten Gebet, in dem wir zu Gottes Willen Ja sagen, ereignet sich ein Stück dieses Wunders. Und aus der Erfahrung solchen Gebets können wir sagen: «Von seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade.»

Zu diesen von mir vor 30 Jahren formulierten Anschauungen, zu denen ich auch heute noch stehe, hätte ich nur hinzuzufügen, dass ich sie seither auch bei einem Buddhisten wie *Masao Abe* gefunden habe, wofür ich auf meine diesbezüglichen Ausführungen in «Der Buddha-Christus als der Herr des wahren Selbst» (S. 323ff.), aber auch auf meine noch zu publizierenden Besprechungen seiner jüngsten Veröffentlichungen verweise. Im Blick auf meine Darlegungen über das Seinsgeheimnis und dessen Innewerden in einem auf seine Transzendenz bezogenen Selbstverständnis könnte ich mit diesem Buddhisten ebenso beten wie Abendmahl halten, bzw. mich in Andacht versenken und darin die mögliche Wirkkraft der existentiell verstandenen Symbole von Personsein in Gemeinschaft erfahren. Dabei muss ich allerdings in Kauf nehmen, dass mir sowohl Theologen wie Buddhisten in die Arme fallen und mich mit meinem Versuch, sie besser zu verstehen als sie sich selber verstehen, allein lassen. Aber in einer solchen Situation, wie sie auch dem Apostel Paulus in seinen Auseinandersetzungen mit Juden- und Heidenchristen nicht unbekannt war und wie sie offenbar zu allem Reden über Glauben gehört, können wir nur noch einmal beten: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. *Fritz Buri*